

überaus effectvoll ist. An diese durch zwei Riesfenster erleuchtete Halle schließen sich in der Richtung der Längsachse zwei Höfe an. An der Breitseite liegen zwei je 160 Quadratmtr. große Festhale, zu denen schöne Foyers den Zugang vermitteln, die wieder mit den Treppencorridoren in Verbindung stehen. Daran reihen sich 19 Verhandlungssäle mit einem Flächenraum von 80 bis 120 Quadratmtr., außerdem das Gebäude noch 180 verschiedene andere Zimmer und Säle umfaßt. Eine durchaus stilgemäße Einrichtung vervollständigt die Gebiegenheit des neuen Justizpalastes, dessen Baukosten sammt den Auslagen für den Ankauf des Grundes und der Einrichtung rund 2 350 000 Fl. betragen.

Budapest.

Dr. Friedrich.

Lenore.

Gemälde von Frank Kirchbach.

War es zur Zeit der Romantiker, die fast ganz von einem einseitig literarischen Interesse beherrscht wurde, eine durchaus gewohnte Erscheinung, daß die darstellende Kunst ihre Motive aus dichterischen Werken entlehnte, so sehen wir heute die Malerei gerade da, wo sie auf die feinsten und tiefsten poetischen Wirkungen ausgeht, am entschiedensten auf eine solche Stoffwahl verzichten. Man weiß, daß beiden Künsten die gleichen Stimmungen erreichbar sind, weiß aber auch, daß zum gleichen Ziel sehr verschiedene Wege führen. Nicht mehr das ihm erzählte Märchen malt der heutige Künstler, sondern in Formen und Farben erfindet und dichtet er sich sein eigenes, und den größten und eigenthümlichsten Reiz hat dieses nun gerade darin, daß es sich mit Worten nicht sagen noch deuten läßt. Nicht zum Ohr spricht es, sondern zum Auge; in der Seele dessen aber, der es zu fassen weiß, läßt es dasselbe Empfinden erzittern, das in seiner Weise der redende Dichter wachruft. Ganz auf sich selbst stellt sich damit der Maler. Er verschmäh die vermittelnde Hülse des Dichters, die dem Beschauer sein Werk freundlich empfiehlt, entgeht zugleich aber auch der Gefahr, das eigene Verdienst an dem des Dichters gemessen zu sehen.

Dem in den Traditionen der Historienmalerei aufgewachsenen Künstler wird solches ganz aus sich selber schöpfendes Schaffen stets mehr oder weniger fern liegen. Wie vermöchte er geschichtliche Vorgänge zu schildern, wenn er nicht gewohnt wäre, sich für einen fertigen und abgeschlossen an ihn herantretenden Stoff zu erwärmen! So wird denn auch da, wo er aus der Wirklichkeit in das Reich der Phantasie schweift, die ihn begeisternde Anregung sich mehr von außen als von innen heraus entwickeln. Das läßt uns deutlich Frank Kirchbach in der Betrachtung des stattlichen, in lebensgroßem Maßstab gehaltenen Bildes empfinden, zu dem ihm Bürger's „Lenore“ den Vorwurf bot. Wie einen gegebenen realen Vorgang ergreift der Maler die wilde Phantastik des Gedichts, die ihn packte, um das, was dort mit Worten ausgesprochen ist, möglichst getreu in unmittelbare sinnliche Anschauung zu übertragen. Die Entwicklung des poetischen Stoffs, die das Gedicht dem Leser gibt, die Wirkung, die es durch das Nacheinander der vor dem innern Auge sich entrollenden Bilder erzielt, vermag das auf ganz andere Ausdrucksformen hingewiesene, nur den vereinzelten Moment festhaltende Bild dem Beschauer allerdings nicht durch sich selber zu vermitteln. Mehr oder weniger bleibt es eine Illustration jener Strophe, die den letzten Sprung des Rapen über die Kirchhofsmauer, das Versinken in die Nacht des Todes schildert. Dem Dichter, dessen Ballade sofort in der Erinnerung des Beschauers lebendig wird, verdankt es der Maler, daß sein Bild der Erläuterung nicht bedarf. Wie weit es an Kraft des Eindrucks der Dichtung gleichkommt, wird verschiedenes Empfinden verschieden bemessen. Jedenfalls aber ist die malerische Darstellung der Scene mit richtigem Gefühl für die Mittel durchgeführt, durch die sie zu wirken vermag. Nicht bloß in der Ton- und Farbenstimmung des Bildes, über das sich ein dunkler und kalter, von einsamen Sternen durchglüheter Nachthimmel breitet, spricht sich dies aus, sondern fast mehr noch in der Dede der Landschaft und vor allem in dem von kahlen Weidenstämmen gesäumten, sich weit in den Raum hinein vertiefenden Weg, den das daherjagende Knochengepenst mit der im Arme gehaltenen Todesbraut durchsaust hat, und der die Phantasie des Beschauers rückwärts lenkt auf den Anfang des schaurigen Nitts.

Der Meister des Gemäldes, das im vorigen Jahre vollendet ward und jetzt in Schulte's Salon in Berlin zur Ausstellung gelangte, hat sich über einen Mangel an Beachtung und Anerkennung seines Schaffens bisher nicht beklagen dürfen. Am 2. Juni 1859 in London geboren, zuerst in Dresden, dann in München, von wo ihn später eine Studienreise nach Paris führte, unter Alexander Wagner ausgebildet, durch den er als jüngerer Sproß mit der Piloty-Schule zusammenhängt, lenkte er schon 1885 als Sieger in einer akademischen Concurrenz durch das in geschickter Composition aufgebaute Bild „Herzog Christoph's des Kämpfers an der Leiche des letzten Abensbergers“ die Aufmerksamkeit auf sich hin. In Wandmalereien für die Drachenburg am Rhein, die in figurenreichen Scenen Motive der Nibelungen Sage behandelten, ward seinem Talent alsdann Gelegenheit zu reicherer Entfaltung geboten. Aus Paris zurückgekehrt, erntete er 1887 für seinen „Christus, der die Händler aus dem Tempel treibt“, den lebhaftesten Beifall, und ein Jahr später sah er sich als Lehrer der Historienmalerei an das Städelsche Kunstinstitut nach Frankfurt a. M. berufen, wo er seitdem, von einer bald versammelten Schülerchar umgeben, seinen Wohnsitz behalten und seine Thätigkeit als Geschichts- und Porträtmaler fortgesetzt hat. Mit Wandbildern, die an die festliche Entfaltung malerisch bewegter Gruppen auf den Gemälden

Paolo Veronese's anklängen, schmückte er hier den Treppenaufbau des Mumm'schen Patricierhauses; jenem frühern Christusbild, das von energischer Bewegung erfüllt war, ließ er ein anderes folgen, in dem er das „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ behandelte und an die Stelle herber Kraft eine gefällig schmeichelnde Anmuth setzte, die nicht minder gefiel. In der „Lenore“ aber zeigt er, daß er noch nach andern Zielen ausschaut und der Composition die echt malerische Wirkung zu gesellen strebt. Fd.



Marshall Moritz von Sachsen.

Ein Erinnerungsblatt zu seinem 200jährigen Geburtstag.

Zu den hervorragenden Sehenwürdigkeiten der alt-herrwürdigen Stadt Straßburg gehört ein Grabmal, das sich in der St. Thomaskirche befindet und auf Befehl König Ludwig's XV. von Frankreich in den Jahren 1765 bis 1776 durch den berühmten Bildhauer Johann Baptist Pigalle errichtet wurde. Das prachtvolle Monument ist dem Andenken des Grafen Moritz von Sachsen, bekannter unter der Bezeichnung „Marshall von Sachsen“, gewidmet, einem der tapfersten und erfolgreichsten Feldherren des an großen Heerführern so reichen 18. Jahrhunderts.

Moritz von Sachsen war bekanntlich ein Sohn August's des Starken und der Gräfin Aurora von Königsmark und wurde am 28. October 1696 zu Goslar, nach andern in einem Dorfe bei Magdeburg, geboren. Seine erste Erziehung empfang er auf Anordnung des Königs erst in Berlin, dann in Warschau und Leipzig, wo er den Namen eines Grafen von der Raute führte, um seine Abstammung vom sächsischen Fürstenhaus, dessen Wappenschild eine Raute ziert, anzudeuten. Die Leidenschaftlichkeit der Mutter sowie der Feuergeist und die Körperkraft des Vaters waren auf den Knaben übergegangen, der sich weit lieber auf seinem Roß tummelte oder mit gleichgesinnten Gefährten die Klingen in muskelftählenden Fehzübingen kreuzte, als daß er sich mit Horaz und Homer beschäftigte. Für die Wissenschaften hatte er wenig Sinn, dagegen zeigte er schon als Knabe jene edle Ritterlichkeit, die später so viel an ihm bewundert ward und ihn zu einem der gefeiertsten Cavaliere seiner Zeit und zum vielumvorbenen Liebhaber der Frauen machte.

Im Jahre 1709, als der kräftig entwickelte Knabe kaum dreizehn Jahre alt war, nahm ihn sein Vater mit nach Flandern, wohin König August unter dem Befehl des Generals Schulenburg 8000 Mann Sachsen sandte, um als Verbündete Englands und Oesterreichs gegen die Franzosen zu kämpfen. Der König ernannte den angehenden Jüngling zum Adjutanten des Generals und hatte wiederholt Gelegenheit, den tollkühnen Muth seines Sohnes zu bewundern. Mit dem Prinzen Eugen, „dem edlen Ritter“, zog der junge Graf in das eroberte Lille ein, Tournay und Mans öffneten ihm die Thore, und in der mörderischen Schlacht von Malplaquet zeichnete sich Moritz so rühmlich aus, daß die Oberfeldherren der Verbündeten, Prinz Eugen und Lord Marlborough, ihren jugendlichen Waffengefährten auf dem Schlachtfeld in warmen Worten beglückwünschten. Letzterer aber erklärte am Abend dieses blutigen Tages, als er mit dem sächsischen Heerführer über die leichenbedeckte Walfstatt ritt, dieser Tag habe ihm außerordentlich gefallen. August der Starke, der nach dem frühen Tode Kaiser Joseph's I. das Reichsvicariat führte, verlieh seinem Sohn den Titel „Graf von Sachsen“ und ernannte ihn zum Obersten eines Kürassierregiments.

Als solcher trat er in die Dienste Peter's des Großen, um diesem bei der Eroberung von Riga beizustehen. Abermals bewies er bei dieser Gelegenheit seine glänzende Tapferkeit, und schon vor Straßburg, wo es harte Kämpfe gab, zeigte er wahre Todesverachtung. Im dichtesten Kugelregen hatte er sich so weit mit einem Häuflein seiner Getreuen vorgewagt, daß er sich plötzlich von der Haupttruppe abgeschnitten sah. Da warf er, schnell entschlossen, sein Pferd herum, und sprengte in vollem Jagen mitten durch die schwedischen Infanteriemassen, die, über so viel Tollkühnheit verblüfft, gar nicht daran dachten, ihn gefangen zu nehmen.

Dem Drängen seiner Mutter nachgebend, vermählte sich der junge Graf bald darauf mit der schönen und lebenswürdigen Gräfin Victoria von Löben, und das junge Paar zog sich auf ein dem Grafen Moritz gehöriges Landgut in der Lausitz zurück, wo letzterer fortan das Schwert mit dem Pfluge zu vertauschen gedachte. Allein das einsame Dorfleben behagte dem Feuergeist ebensowenig wie das stille, häusliche Wesen seiner Gattin; die Ehe wurde getrennt, und Moritz blieb fortan unvermählt, auf's neue aber legte er die Feldherrnbinde an und umgürtete die Hüften mit dem Degen. Es war zu der Zeit, als die Thaten des tapfern Prinzen Eugen die Welt mit Bewunderung erfüllten; abermals eilte Moritz zu dessen Fahnen und kam gerade noch zeitig genug, um an dem entscheidenden Sieg bei Belgrad theilzunehmen, der die Türkei zum Frieden zwang. Damit war aber auch dem Kampf ein Ziel gesetzt, und Moritz mußte sich ein anderes Feld seiner Thätigkeit suchen; er ging im Jahre 1720 nach Paris, wo der elegante deutsche Cavalier am Hof des Herzogs von Orleans, der für den unmündigen König Ludwig XV. das Scepter führte, mit offenen Armen empfangen wurde. Er trat in französische Kriegsdienste und warf sich mit solchem Eifer und Erfolg auf das Studium der strategischen Kunst, daß selbst der größte Meister auf diesem Gebiet, Friedrich der Große, von ihm nie anders als von dem Professor der Kriegswissenschaften sprach.

Inzwischen war der Ruf des ausgezeichneten Mannes bis zur verwitweten Herzogin Anna Iwanowna von Kurland gedrungen, und diese ließ ihm zugleich mit ihrer Hand die Krone Kurlands anbieten. Auf ihre Veranlassung wählten ihn die Stände 1726 zum Herzog, und noch in demselben Jahre trat Moritz in Mitau ein, um die neue Würde zu übernehmen. Allein der allmächtige Minister der Kaiserin Katharina I., Fürst Menschikow, der ehemalige Pastetenbäckerjunge, strebte selbst nach dem kurländischen Herzogthum und erschien plötzlich mit 800 Mann Russen in Mitau, um den neuen Herzog zum Verzicht zu zwingen, aber Moritz schlug mit nur 60 Mann die Eindringlinge in die Flucht und würde nunmehr Anna's Gatte geworden sein, wenn diese nicht hinter eine Liebesaffaire gekommen wäre, die Moritz mit einer Hofdame angezettelt hatte. Die entrüstete Fürstin rief nun selbst 4000 Mann Russen ins Land, und nur mit knapper Noth entging Moritz der Gefangennahme. Er kehrte nach Paris zurück, vom Hof und in militärischen Kreisen wiederum mit Freuden begrüßt.

Von nun an begann für den Grafen von Sachsen eine Siegerlaufbahn, wie sie nur wenigen Heerführern beschieden ist. In der Schlacht bei Ettlingen, die durch das rechtzeitige Eingreifen desselben zu Gunsten der Franzosen entschieden ward, sagte der Marshall Berwick zu ihm: „Herr Graf, Sie sind mir mehr werth als 3000 Mann der besten Kerntuppen“, und im Oesterreichischen Erbfolgekrieg, der nach dem am 20. October 1740 erfolgten Tod Kaiser Karl's VI. ausbrach, bedeckte er sich mit neuem Ruhm, sobald ihn König Ludwig XV.

im März 1744 zum Marshall von Frankreich ernannte und ihm den Oberbefehl über die 80 000 Mann starke französische Armee in Flandern übertrug. Am 11. Mai 1745 erfocht er den glänzenden Sieg bei Fontenoy, eine Waffenthat, die sogar Voltaire zu schwingvollen Dithyramben begeisterte; die dramatische Dichtung brachte den Sieger auf die Bühne und legte ihm dieselbe Bedeutung bei wie Alexander dem Großen und Julius Cäsar. Inzwischen fielen fast sämtliche belgischen Festungen in seine Hände, bis endlich der blutige, aber siegreiche Tag von Raucour am 11. October 1746 dem Feldzug ein Ende machte. Der König schenkte ihm das Schloß Chambord, verlieh ihm ein hohes Jahrgeld, den Titel Durchlaucht und eine besondere Leibwache.

Wie eine Idylle in dem sturmbelegten Kriegerleben des Marshalls nimmt sich sein Verhältniß zu der berühmten Tragödin Adrienne Lecoureur aus, deren unbegrenzte Opferwilligkeit für den geliebten Mann so weit ging, daß sie ihre sämtlichen Schmucksachen verkaufte und ihm den Erlös von 40 000 Frs. übergab, um ihm ein standesgemäßes Aufstreuen in Kurland zu ermöglichen. Die ausgezeichnete Schriftstellerin George Sand war ein directer Nachkomme des sächsischen Helden, dessen sie in ihrer Selbstbiographie mit warmer Verehrung gedenkt.

Die letzten Lebensjahre verbrachte der Marshall von Sachsen auf seinem herrlichen Schlosse Chambord, wo er am 30. November 1750 starb. Als man dem König die Todesnachricht überbrachte, rief er klagend aus: „Ich habe keinen General mehr, und alle meine Offiziere können mir diesen einen nicht ersetzen!“
Moritz Lilie.

Das

Denkmal der Kaiserin Augusta in Koblenz.

Seit jenen Tagen, in denen Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige erste Kaiser des wiedererstandenen Reiches, als Militärgouverneur der Provinzen Rheinland und Westfalen seine Residenz in Koblenz aufschlug, schloß die Gemahlin des Prinzen diese Stadt, die so herrlich an der Einmündung der Mosel in den Rhein auf vorspringender Landzunge liegt, mit jedem Jahre des dortigen Aufenthalts immer mehr in ihr Herz. Hier fühlte sie sich so glücklich, daß sie auch nach der Thronbesteigung ihres Gemahls in jedem Sommer auf einige Wochen in Koblenz Wohnung nahm. Eigenstes Werk der Kaiserin sind die Rheinanlagen auf dem linken Ufer des Stroms, die sich oberhalb der Stadt in südlicher Richtung eine halbe Stunde weit bis zu der Eisenbahnbrücke der Berlin-Meiser Bahn hinziehen.

Wenn irgendwo, so war hier die passende Stelle gegeben, der geistvollen und gütigen Monarchin, der ersten deutschen